



People in Love

ROMAN

hanserblau

CLAIRE
DAVERLEY

Leseprobe

Das Buch

An einem kalten Februartag, an Noras Lieblingsplatz am Fluss, macht ihr Freund Robin ihr unerwartet einen Antrag. Eigentlich wollten sie nie heiraten – aber nach zehn Jahren voller Insiderwitze, spontaner Tanzeinlagen in der Küche und Frühstück im Bett sagt Nora Ja. Warum auch nicht? Die Antwort steht bald vor ihrer Tür: Bren. Seit ein lebensverändernder Moment sie einst auseinandertrieb, hat Nora ihre Jugendliebe nicht mehr gesehen. Doch nun spürt sie, dass die Sehnsucht nach Bren all die Jahre in ihr geschlummert hat – und ihre sicher geglaubte Zukunft gerät ins Wanken.

Gefühlvoll und mitreißend erzählt Claire Daverley von der Liebe und ihren Hindernissen – und davon, wie wir trotz aller Umwege das Leben finden, das wirklich zu uns passt.

Die Autorin

Claire Daverley, geboren 1991, arbeitete nach dem Studium in Oxford im Verlagswesen. 2023 erschien ihr international gefeiertes Debüt *Vom Ende der Nacht* bei hanserblau. Daverley lebt mit ihrem Mann und ihrem Hund in Schottland.

Claire Daverley. *People in Love*

Aus dem Englischen von Anja Mehrmann und Anne Thomas

400 Seiten. Paperback. Auch als E-Book

Erscheint am 8. Juni 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: FAVORITBUERO, München

Motive: © pimchawee / Shutterstock, © tofutyklein /
Shutterstock, © Chipmunk131 / Shutterstock

EINS

Nora sitzt in der Bahn nach Hause, als Bren ihr nach monatelanger Funkstille eine E-Mail schreibt. Robin hat ihr am selben Tag einen Heiratsantrag gemacht, und sie ist noch immer benommen, voll mit Festtagskuchen und mit Gefühlen, die sie nicht genau benennen kann. An ihrem Oberteil klebt Zucker. Die Sonne ist bereits untergegangen; es ist Winter und schon dunkel, wenn sie nach der Arbeit das Café verlässt.

Es ist normal, dass sie längere Zeit nichts von ihm hört. Aber warum meldet er sich ausgerechnet heute? Warum jetzt? EIN NEUES LEBEN steht im Betreff, und Nora starrt eine ganze Minute lang auf diese Worte, ehe sie die E-Mail öffnet. Die Bahn schaukelt hin und her, während sie liest.

Die Nachricht besteht nur aus einem kurzen Absatz. »Sensationelle Entdeckung«, so fängt sie an. Im Geist hört sie Brens Stimme, sieht vor sich, wie seine sommersprossigen Hände die Worte tippen. Er hat in Neuseeland eine Schokolade entdeckt, die alles verändert hat. Whittaker's Coconut Block heißt sie. Eine großartige Neuigkeit, sie soll sich den Namen merken, er kann nicht zulassen, dass sie noch länger durch die Gegend läuft, ohne diese Schokolade zu probieren. Dann erzählt er ihr von dem Zimmer, das er angemietet hat, von der Silhouette der Berge am Morgen, der Farbe des Wassers in dem See. Er beschreibt es nicht genauer, weil er kein Poet ist und so tut, als wäre ihm Sentimentalität völlig fremd. Aber Nora liest wie immer zwischen den Zeilen. Erkennt den Gefühlsüberschwang.

Er unterschreibt mit seinem Namen, darunter ein Kuss-Emoji. Nora liest die Nachricht dreimal, während die Bahn Haltestellen

passiert, die nicht ihre sind. Ihr Herzschlag verlangsamt sich, kommt fast zum Stillstand.

»Bren«, schreibt sie, ehe sie ihm zu der Schokolade gratuliert. Sie wisse seine Beharrlichkeit zwar zu schätzen, aber eine rasche Onlinesuche habe ergeben, dass man diese Süßigkeit in England nicht kaufen könne. »Na ja, was solls, hier gibt es immerhin Cadburys.« Sie schreibt in lockerem Ton, wie immer. Sagt nicht das, was sie sagen will, stellt nicht die Fragen, die sie auf dem Herzen hat, wenn sie und Bren Nachrichten austauschen, was nicht oft vorkommt, aber doch oft genug, bevor es wieder still zwischen ihnen wird.

Sie beendet ihre Antwort in dem Augenblick, in dem die Bahn langsamer wird und in ihre Haltestelle einfährt. Sie erwähnt ihre Mutter und seine Mutter, während die anderen Pendler zur Tür strömen. Erzählt ihm von dem Workshop, den sie nächste Woche leiten wird. Erzählt ihm auch von dem Sturm, den Zugausfällen und davon, dass durch den starken Wind und umstürzende Bäume drei Menschen ums Leben gekommen sind.

»Keine Ahnung, warum Stürme Namen bekommen«, schreibt Nora. Dass Alwen eigentlich ein zu charmanter Name für ein Phänomen sei, das Menschen in ihren Gärten getötet hatte oder beim Gassigehen mit dem Hund im Park. Ganz gewöhnliche Tage, bis sie sich ins Gegenteil verwandeln. In etwas, womit man nie gerechnet hätte.

Sie schreibt ihm nicht, dass Robin ihr einen Heiratsantrag gemacht hat.

Und auch nicht, dass sie Ja gesagt hat.

Dreimal sogar. Ja, ja, ja.

Sie steigt aus dem Zug und geht mit Dutzenden anderen, die auch nach Hause wollen, die Treppe hinauf, stößt gegen feuchte Mäntel und Schirme, als sie die Brücke zu den Ticketschranken überquert. Hinaus in die Nachtluft, nasses Pflaster, aber kein Regen, über den Parkplatz zu dem kleinen Supermarkt an der Ecke. Sie greift nach einem Drahtkorb und schlendert durch die Gänge, überlegt, was es zum Abendessen geben soll. Nach einem Tag wie diesem muss es Robins Lieblingsessen sein, klar. Die Tomaten in ihrer Hand fühlen sich fest an, dazu ein Stück extrareifer Cheddar. Teure Schokolade, die sie normalerweise nur an Weihnachten kauft. Und einen heißen Kaffee aus der Maschine. Beim Hinausgehen gibt sie ihn Joe, dem Mann mit dem Staffie, der neben den Schiebetüren auf einer abgenutzten Decke sitzt. Der ihr immer ein Lächeln schenkt und »Danke, meine Liebe« zu ihr sagt mit einer Vertrautheit, die sie irgendwie betrübt, weil Kaffee nichts ändert, anhaltende Freundlichkeit nichts ändert, und doch ist es mehr als nichts, würde ihre Mutter einwenden, es ist immerhin etwas. Letztlich wird die ganze Welt von den kleinen Gesten zusammengehalten.

Ihre Fingerkuppen streifen Joes, als sie ihm den Pappbecher gibt, und er sagt: »Pass gut auf dich auf«, und sie sagt: »Du auch.« Sie verweilt kurz, streichelt den samtigen Kopf des Staffies. Will Joe – oder sonst irgendwem – die Neuigkeit erzählen. *Mein Partner hat mir heute einen Heiratsantrag gemacht. Verrückt, oder? Aber eigentlich auch nicht, weil wir seit neun Jahren zusammen sind und seit sieben zusammenwohnen.* Lange genug, um keine großen Überraschungen zu erwarten, nur kleine, wie die Nachricht, die er ihr am Mittag geschickt hatte.

»Fantastische Neuigkeiten« hatte Robin geschrieben, als sie gerade den Veranstaltungskalender für das Frühjahr prüfte, vor ihr eine halb ausgetrunkene Tasse Tee. »Ich hab Mittagspause

und bin ganz in der Nähe.« Und so hatten sie sich in dem Deli getroffen, in das sie immer gingen, wenn sie beide in London waren. Sie bestellten Bagels – einen mit Mohn, einen mit allem –, um sie sich zu teilen. Als sie ankam, stand er schon in der Schlange. Einen Kopf größer als alle anderen, das dunkle Haar unter der Mütze versteckt, die sie ihm zum Schutz vor der Januarkälte gestrickt hatte. Langer Mantel, elegante Schuhe, weil er diesen Monat für einen neuen Kunden arbeitete. Aber vielleicht hatte er sich auch passend zum Anlass gekleidet. Für sie.

Daran denkt Nora, während sie im silbrigen Licht der Straßenslaternen den sanften Hügel hinter dem Supermarkt hinaufgeht, die schwere Einkaufstasche in der Hand. Wie sie sich eine Bank am Wasser gesucht und auf die Boote und Gebäude geschaut hatten, während die Leute vorübergingen, den Blick auf ihre Handys oder ihre Füße gesenkt. Nur sie und der Mann, mit dem sie sich die Wohnung teilte, Shampooflaschen und Teebeutel und ein Ecksofa, ausgewählt mit der Sorgfalt, die normalerweise Kindernamen vorbehalten ist. Leise Kaugeräusche in den Gesprächspausen. Krümel auf ihren Mänteln, von den Knien gewischt.

Und dann passierte es. Er hatte gesagt, er müsse zurück zu seinem Shooting, und war aufgestanden, um Nora zum Abschied zu umarmen. Sie hatte ihre Hände in seine Taschen geschoben, weil ihr kalt war, und ihre Hände streiften etwas, also zog sie es heraus und blickte auf ein kleines Schmuckkästchen aus schwarzem Leder, und ihr Herz hatte ihr bis zum Hals geschlagen.

Und jetzt fühlt sie es genauso wieder. Als würde es noch einmal passieren, während sie den höchsten Punkt des Hügels hinter dem Bahnhof erreicht und in eine Gasse einbiegt. Wie alles langsamer wurde. Fremde, die an ihnen vorbeingingen. Das weiße Rauschen von Autos, einer vorbeiratternden Bahn.

Und sie hatte das Kästchen aufgeklappt – weil er offenbar

nichts dagegen hatte –, und darin lag ein Ring, obwohl sie immer gesagt hatten, dass sie keinen wollten, dass sie keinen brauchten, dass die Kosten, der Aufwand, der Papierkram sie störten. Aber da war er, der Ring. Unkonventionell und asymmetrisch wie ihre Augen, ein in Gold gefasster Smaragd. Sie blickte zu Robin auf, der zaghaft wirkte, als wäre er sich nicht sicher, ob der Ring ihr gefiel. Und ehe er etwas sagen oder ihr sogar die Frage stellen konnte, hatte sie Ja gesagt, dreimal, und dabei nicht an Bren gedacht. So, wie sie nicht an ihn denken wird, wenn jemand sie nach dem Antrag fragt, was vermutlich passieren wird.

Jetzt biegt sie in ihre Straße ein, geht auf das große, in Zweizimmerwohnungen aufgeteilte Haus zu. Robin ist noch nicht zu Hause; ihre Wohnung im Erdgeschoss ist dunkel, als Nora hineingeht, die Schuhe abstreift und das Licht einschaltet. Auf dem Weg in die Küche wandert ihr Schatten über die Bilderrahmen an der Wand. Sie dreht die Heizung hoch, die Fenster beschlagen, als sie Wasser kocht und Tomaten schneidet. Sie lässt Musik laufen, aber ihre Gedanken sind laut genug, also macht sie sie wieder aus, genau in dem Moment, in dem ihr Verlobter – wie seltsam, wie erstaunlich, dieses Wort zu denken – zur Tür hereinkommt. »Sorry, sorry, diese eine Aufnahme haben wir einfach nicht hingekriegt ... Ah, hier riecht es aber gut«, sagt er, durchquert die Küche und legt ihr die Hände um die Taille. Er küsst sie. Alle anderen Gedanken, ob laut oder leise, sind wie weggeblasen.

»Was für ein Tag«, sagt Robin und presst seine Stirn an die ihre.

»Wird gleich besser«, sagt sie. »Ich koche Spaghetti Pomodoro.«

Und Robin macht tatsächlich ein paar Tanzmoves vor Freude und fragt, ob er etwas helfen kann. »Nein? Dann spring ich kurz unter die Dusche, bin gleich wieder da.« Nora nickt und rührt weiter um. Als er zurückkommt, streut sie gerade frisches Basilikum

auf die Soße wie Konfetti, und sie essen erst und schlafen dann miteinander, in dieser Reihenfolge. Leuchtend rote Flecken landen auf dem Tisch, während sie die Gabeln drehen und noch einmal durchgehen, was an diesem Tag passiert ist. Die Teller lassen sie einfach stehen, legen sich nach dem Essen mit vollem Bauch aufs Sofa. Eigentlich viel zu satt für so was, lachend, weiche Mäuler, leichter Atem. Schwere, dichte Wärme, als er hinterher auf ihr liegt und sie ihm mit den Händen über den Rücken fährt. Der kleine Narbenkrater über seinem Steißbein.

»Heiraten«, sagt Robin, als sie später im Bett kleine Stücke von der guten Schokolade abbrechen. »Ja«, sagt Nora und lässt sich den Kakao auf der Zunge zergehen. Nicht Whittaker's Coconut Block, aber trotzdem köstlich.

Wer hätte das gedacht.

»Ich nicht«, sagt Shay am nächsten Morgen im Kunstcafé. Donnerstags fangen sie immer früh an; bevor sie aufmachen und Frühstück servieren, findet ein Qi-Gong-Kurs statt. »Ich habe gestern Abend noch darüber nachgedacht«, sagt Shay und zieht die Jalousien hoch, bis graues Licht auf die Objekte in den Regalen fällt. Keramiken, Trockenblumen, bronzene Schreibgeräte, die niemand kauft, die aber dennoch verlockend aussehen. Insgesamt hegt Nora ein Verlangen nach den vergoldeten, aus Hiroshima importierten Shashiko-Nähnadeln.

»Nein?«, fragt sie jetzt und schaltet die Kaffeemaschine ein. Der Verlobungsring schimmert, ein seltsames, ungewohntes Gewicht an ihrem Finger.

»Eigentlich sollte es keine Überraschung sein«, sagt Shay, »aber es ist eine, gerade weil ihr schon so lange zusammen seid. Ich dachte immer, ihr hättet es längst getan, wenn ihr es jemals vorgehabt hättet. Und Robin ist ja irgendwie schon fast alt jetzt.«

Nora lacht, denn sie weiß, dass Shay es ihm auch ins Gesicht sagen würde.

»Ist siebenunddreißig alt?«

»Immerhin so alt, dass ich dachte, der Zug wäre für ihn längst abefahren«, sagt Shay. »Und für dich auch. Ich meine, all die Jungesellinnenabschiede, die wir hier veranstalten? Die Hochzeitseinladungen, die du designst? Außerdem hast du immer gesagt, an einer Ehe bist du null interessiert.«

»Bin ich auch nicht«, sagt Nora. Sie fährt mit einem Staubwedel über das Regal und um die Keramiken herum, vorsichtig, um sie nicht zu verschieben. »Aber als er mich gefragt hat, war da dieses Gefühl. Plötzlich fühlte es sich einfach ... richtig an.«

Dann schaltet sie die Punktstrahler ein, und die Topfpflanzen werfen Schatten in den Raum.

»So ging es mir mit Horace auch«, sagt Shay. »Jahrelang habe ich mich für einen Katzenmenschen gehalten, und dann taucht er auf mit seinen dünnen Beinen und den sabbernden Lefzen, und schon bin ich stolze Besitzerin der besten Dogge auf der ganzen Welt, kaufe Quietschspielzeuge und Butternut-Box-Hundefutter und ein Bett, das größer ist als mein eigenes.«

»Ich erinnere mich.«

»Dann wirst du demnächst also in einem Prinzessinnenkleid zum Altar schweben«, sagt Shay. »Du wirst Wutanfälle wegen der Sitzordnung bekommen und mir, deiner letzten Single-Freundin, den Brautstrauß zuwerfen ...«

»Nein, nichts von alledem«, sagt Nora, und Shay erwidert: »Wart's nur ab. Alle *sagen*, dass sie es zwanglos haben wollen, und dann lassen sie sich zu Diamantschuhen, handbestickten Servietten und Babylachs auf Crumpets hinreißen.«

»Du meinst Blinis.«

»Du *hast* also über handbestickte Servietten nachgedacht?«

»Das passt doch zu mir«, sagt Nora in dem Augenblick, als Qi-Gong-Meisterin Colleen hereinkommt und sich den Matsch von den Stiefeln streift.

»Was passt zu dir?«, fragt sie, und Nora bietet ihr einen Cappuccino an. Colleen sagt, sie sei ein Schatz.

»Sie *hat* einen Schatz«, verkündet Shay. »An ihrem Finger.«

»Danke, dass du's gleich herausposaunist, Shay«, sagt Nora, während sie Milch in einen Krug gießt, und Shay erwidert: »Na ja, *du* hättest ja nichts gesagt.« Colleen sieht aus, als könnte sie nicht ganz folgen. Also deutet Shay auf ihren eigenen nackten Ringfinger und dann auf Nora, die sich hinter der Kaffeetheke versteckt. Als sie den Milchaufschäumer hochhebt, schimmert es golden. Colleen schnappt nach Luft.

»Nein!«, sagt sie.

»Doch«, sagt Shay. Colleen klatscht in die Hände, und ihre Lederhandschuhe erzeugen ein leises Schmatzen, bevor sie mit großen Schritten durch den Raum stürmt und Nora in die Arme schließt.

»Von Robin?«, fragt sie, und Nora errötet, ist gleichzeitig erfreut und verlegen, als Colleen sie an ihre Brusttasche drückt und Shay lachend sagt: »Na, von wem denn sonst?«

Ein ziemlich normaler Donnerstag. Kaffee kochen, ein Kalligrafiekurs am Nachmittag. Nora verkauft eine Vase aus Jesmonite, ein paar Sojakerzen und einen Strauß Trockenblumen, der mehr kostet als die Blumen, die es bei ihrer Hochzeit nicht geben wird. »Nichts von alledem«, versichert sie Shay erneut. »Kein weißes Kleid, keine bestickten Servietten, kein Familiendrama.« Um halb fünf wird ihr bewusst, dass ihr das eigentliche Drama noch bevorsteht. Robin hat ein Shooting außerhalb, wird zum Abendessen nicht zurück sein, und früher oder später muss sie sich ihrer Mutter stellen.

»Viel Glück«, sagt Shay, als sie Mütze und Handschuhe anzieht, nur kurz nachdem Robin ihr dasselbe geschrieben hat. »Danke«, sagt Nora. »Kann ich brauchen.«

Obwohl Ende Januar ist, hängen noch Weihnachtslichter über den Straßen. Sie schlendert die kurze Strecke zur Station, kauft sich ein anderes Ticket als sonst, steigt in eine andere Bahn. Sie setzt ihre Kopfhörer ein und kaut am Daumnagel, während sie zusieht, wie Londoner Lichter in Vorstadtlichter übergehen, überlegt, was sie sagen wird. Dann ist eine halbe Stunde vergangen, und sie steigt aus dem Zug, geht über die Brücke und an dem Pub vorbei, in dem ihr schon Bier ausgeschenkt wurde, bevor sie achtzehn war. Vor ihrem inneren Auge blitzt auf, wie sie so nah neben Bren saß, dass sich ihre Oberschenkel berührten. Der Geruch von kaltem Rauch in den Polstern. Eine Tüte Salt-&-Vinegar-Chips, die sie sich teilten, Salz auf der Folie der geöffneten Packung, ihre Freunde, die eigentlich seine waren, lachend und scherzend. Der Salz-Essig-Geruch ihres Atems, als sie bis zur Sperrstunde blieben und redeten. Sie nahmen den letzten Bus nach Hause, unterhielten sich die ganze Fahrt weiter.

Es war genau dieser Bus. Sie sitzt auf ihrem Lieblingsplatz ganz hinten und sieht zu, wie die Döner-Läden und Ampeln der Weite von Feldern und nächtlichem Himmel weichen. Danach kommt ein Stück ohne Straßenlaternen, wo die Fenster kleiner Häuser golden leuchten. Und dann der Ententeich und das Gemeindehaus des Dorfs, die Cottages, die sie beim Namen kennt. Nora möchte im Bus sitzen bleiben und die Schleife zurück in die Stadt fahren. Stattdessen dankt sie dem Fahrer, steigt aus und geht über die Wiese. Als sie an der Schaukel vorbeigeht, steigen Erinnerungen in ihr auf. In den Sommern hatten sie die Schuhsohlen über den Boden schleifen lassen, weil sie zum Schaukeln schon zu groß waren. Sie hatten die Sonnenuntergänge und die Mehlschwalben

beobachtet, die Stunden genossen, bis Josie nach Bren rief und sie wieder zu Freya zurückkehrte, weil es sinnlos war, ohne ihn hier zu sitzen.

Am Rand der Grünfläche stehen etwas abseits von den anderen zwei kleine Doppelhaushälften. Geteilte Auffahrt, Blumenampeln. An beiden Wohnzimmerfenstern sind die Gardinen geschlossen; auf der linken Seite sind sie rosa gemustert, rechts aus Samt. In der Auffahrt Jons Schatten, bewaffnet mit Eimern und Putzlappen. »Da ist sie ja«, pflegte er zu sagen, wenn sie sich an den beiden geparkten Autos vorbeischoob. Im Mondlicht sieht sie nun Schmutz auf beiden Motorhauben. Jon war der Einzige, der die Wagen regelmäßig gewaschen hatte.

Vor der Tür atmet sie tief durch. Dann betritt sie die unverschlossene Veranda, und ihre Mutter ruft:»Josie?«

»Ich bin's«, sagt Nora und steigt über die Gartenzeitschriften, die sich auf dem Boden stapeln.

»Mein Schatz!«, ruft ihre Mutter, als Nora die Küche betritt. Der Herd ist eingeschaltet, die Abzugshaube surrt, und wie üblich stehen überall Marmeladengläser herum, gefüllt mit Hülsenfrüchten oder Kieselsteinen oder Pflanzenablegern, aus den Regalen ragen Grünlilien hervor, und auf dem Fensterbrett winkt eine Glückskatze. Freya, die an der Spüle steht, dreht sich zu Nora um. Sie trägt einen karminroten Trainingsanzug und hat sich die Haare mit einem Kopftuch zusammengebunden. »Bist du allein?«

»Robin hat ein Shooting.«

»Und wem oder was verdanke ich diesen spontanen Besuch?«

»Ach, du weißt schon«, sagt Nora, und ihr schlägt das Herz bis zum Hals. »Langeweile.«

»Ist ja rührend«, sagt Freya. »Okay, dann mach dich mal ein bisschen nützlich, ja? Gute Ernte heute. Ich habe ein paar Gemeine Samtfußrüblinge ergattert, ist das zu glauben? Außerdem Winter-

Pfifferlinge und einige andere interessante Exemplare, die ich nicht eindeutig identifizieren kann ... In etwas Knoblauchbutter gebraten könnten sie köstlich sein ... *oder* den armen Menschen, der sie zu essen beschließt, vorübergehend erblinden lassen.«

»Riskant«, sagt Nora.

»Ich finde, das ist es wert«, sagt Freya und hält einen Pilz ins Licht. »Wenn sie essbar sind, passen sie gut zum Abendessen.«

»Ach ja? Was gibt es denn?«

»Puten-Dinos«, sagt ihre Mutter, woraufhin Nora schnaubt und sagt: »Wow, wenn das nicht mal retro ist.«

»Diesen Ausdruck höre ich diese Woche schon zum zweiten Mal«, sagt Freya. »Romi meinte, wir sollen im Hospiz eine *Retro-Runde* machen. Um die Bewohner an *gute Zeiten* zu erinnern.«

»Was ist falsch daran?«

»*Falsch* daran ist, dass sie sowieso nichts anderes tun, als in ihren Betten zu sitzen und *retro* zu sein, verdammt! Sie sterben, um Himmels willen. Liegen da und warten auf den Tod. Wir brauchen keine spezielle Runde, um uns an gute Zeiten zu erinnern. Wir sollten dafür sorgen, dass die Gegenwart eine gute Zeit *ist*.«

Sie greifen beide nach demselben Pilz, und ihre Finger streifen sich; die ihrer Mutter sind zerkratzt vom Sammeln, Noras schwierig vom Nähen.

»Die Leute sollen im Hier und Jetzt sein«, fährt Freya fort, während sich Nora für einen anderen Pilz entscheidet. »Sie sollen einfach leben, denn das tun sie immer erst dann, wenn ihnen klar wird, dass sie es nicht mehr lange können. Sie sollen Kuchen essen. Schampus trinken. Unter der Bettdecke lange und rücksichtslos furzen, was manche übrigens tatsächlich tun.«

Nora weiß, dass es lustig gemeint ist, sie sollte lachen. Stattdessen schrubbt sie den Pilz so heftig, dass sich der weiche Hut vom Stiel löst.

»So viel dazu«, sagt Nora.

»Zu Fürzen unter der Bettdecke?

»Nein«, sagt sie und muss nun tatsächlich lachen, genau wie Freya. Es ist ein flatterndes Geräusch, ähnlich dem Rascheln von Papier. »Ich ... ähm ... ich muss dir etwas sagen.«

Freya schaut sie nicht an, putzt weiter. Nora holt Luft, aber ihre Mutter kommt ihr zuvor, sagt, sie spüre, dass dies ein Moment für das Gewächshaus sei.

»Nein, ist es nicht«, erwidert Nora. »Es ist alles in Ordnung.«

»Nicht streiten, mein Schatz. Unser Zufluchtsort erwartet uns.«

»Freya, ich ...«

»Deine Gummistiefel sind da, wo du sie beim letzten Mal stehen gelassen hast. Komm, gehen wir zu den Tomaten.«

»Ich will nicht zu den Tomaten!«, protestiert Nora, aber Freya hat die Küche schon verlassen, zieht im Hauswirtschaftsraum ihre Gartenschuhe an und öffnet die Tür. »Es ist lausig kalt!«, ruft sie. »Nimm deinen Mantel mit!«

Nora betrachtet sich im dunklen Küchenfenster und seufzt. Ihre Mutter hatte schon immer darauf bestanden, emotionale Gespräche an einem Ort zu führen, der einem Halt gab, an dem man aus sich herausgehen und sich eins mit der Erde fühlen konnten. Sich seinen Gefühlen hinzugeben, war in Ordnung, aber nur an einem abgelegenen, angemessenen Ort. Also schlüpft sie in den Mantel, folgt ihr nach draußen und zieht die ursprünglich fuchsiafarbenen, noch nie geputzten Gummistiefel an. Am Ende des Gartens ragt die Eiche schwarz in den Nachthimmel. Dahinter fließt still und unsichtbar der Fluss. Die Sterne leuchten zwischen Wolken hervor. Es droht zu regnen.

Nora macht sich bereit, duckt sich in das Gewächshaus, und Freya schiebt die Tür hinter ihnen zu.

»Also«, sagt sie und greift nach ihren Händen. »Schließ die Augen, meine Tochter, und atme mit mir. Durch die Nase ein, durch die Nase aus, genau so. Und noch einmal. Und, ist es schon besser?«

Nora weiß nur, dass es besser ist, sich auf das Ritual einzulassen. Sie lässt ihre klammen Hände in den rauen Händen ihrer Mutter ruhen und atmet wie ihr geheißen. Das Gewächshaus riecht grün, ein bisschen feucht. Die Tomatenpflanzen sind ...

»Moment mal, Freya«, sagt Nora. »Was ist eigentlich mit deinen Tomaten los?«

»Du solltest doch die Augen geschlossen halten!«

»Aber sie sehen aus wie ...«

»Wie ein Gemälde von Kandinsky, nicht wahr? Aber lass dich von ihrem schönen Aussehen nicht täuschen. Es ist die Bronzefleckenkrankheit. Ein Killer, wenn man nicht sofort etwas dagegen unternimmt.«

»Und hast du ...?«

»Nora«, sagt ihre Mutter, und ihre Stimme hat nun einen tadelnden Unterton. »Den Tomaten geht es gut und mir auch. Aber dir nicht, hab ich recht? Ich spüre doch, dass etwas nicht stimmt.«

Durch die Hintertür fällt Licht und taucht das Gewächshaus in diffuse Schatten wie eine grobkörnige Fotografie. Nora schaut ihre Mutter an, die Schmutzstreifen auf der Stirn hat; die Tomaten hängen wie Christbaumkugeln in dem silbrigen Licht um sie herum.

»Ich bin verlobt«, sagt Nora.

Freya starrt sie an.

»Robin hat mir gestern einen Antrag gemacht. Und ich habe Ja gesagt.«

Eine Weile verharren beide regungslos, die Worte fallen wie der Regen, der jetzt aufs Glasdach prasselt. Dann lässt Freya Noras

Hände los, tritt zurück und zieht an einer Kette, sodass eine Glühbirne beide in Licht taucht. Sie dreht sich um, greift nach einer kleinen Gartenschere und fängt an, Blätter abzuschneiden, die mit der tödlichen Krankheit, vermutet Nora.

»Und, was sagst du dazu?«, fragt sie, betrachtet die Ellbogen ihrer Mutter und hört das Knacken der Stiele, die sie abschneidet.

»Was ich dazu sage, spielt keine Rolle, das ist ja wohl klar«, sagt Freya.

»Bitte, tu das nicht«, sagt Nora.

»Was denn? Antworten, wenn du mir eine Frage gestellt hast?«

»Ich weiß, was du übers Heiraten denkst«, sagt Nora, »aber ich...«

»Scheint dich ja ziemlich glücklich zu machen, dich in die altmodische Schublade des Ehefrauendaseins zu zwängen! Du willst jungfräuliches Weiß tragen, ihm Gehorsam schwören und dich bis in alle Ewigkeit an ihn binden, weil der Kapitalismus ... ach nein, unsere weißen, männlichen Regierungsfuzzis uns das vorschreiben wollen?«

»Ich liebe ihn, Freya. Und er liebt mich.«

»Reicht das denn nicht aus? Warum musst du ihn heiraten? Ich dachte, du *wolltest* nicht heiraten.«

Du wolltest nicht, dass ich heirate, denkt Nora. Ihr fallen die Märchen ein, die ihr nicht vorgelesen wurden, als sie noch ein Kind war. Die Vorträge über Frauenrechte, die sie zu hören bekam, als die anderen Mädchen *Aschenputtel* oder *Schneewittchen* schauten. »Das ist *gemein!*«, hatte sie gebrüllt und war die Treppe hinaufgestampft. »Weißt du, was *gemein* ist?«, hatte Freya ihr hinterhergerufen. »Dieses Monstrum von Patriarchat!«

Aber es gibt auch andere Erinnerungen, klar, an dieses Gewächshaus und das Haus dahinter. An die Bilder, die sie gemalt hatte, ermutigt von ihrer Mutter. Ein Handy hatte sie ihr nicht er-

laubt, damit sie keinen Hirntumor bekam, was bedeutete, dass sie den Großteil ihrer Pubertät draußen verbracht oder Dinge hergestellt hatte, anstatt auf einem Display zu scrollen. Es gab Meditationsgruppen nur für Frauen und Buchclubs, die sie wiederum zu ihrem eigenen Veranstaltungsprogramm in dem Kunstcafé inspiriert hatten, das sie später mit Shay eröffnete, und bei dem Gedanken und beim Anblick der störrischen Gesten der Hände ihrer Mutter, die weniger als zwei Jahrzehnte älter sind als ihre, wird Nora weich. Freya war mit sechzehn schwanger geworden und hatte ihr Zuhause verlassen, ihre katholischen Eltern und alles, was sie bis dahin gekannt hatte, nur um sie behalten zu können. Um Nora ein Leben zu ermöglichen.

»Nun, ich habe ... meine Meinung wohl geändert«, sagt Nora leise. Erneut folgt langes Schweigen, dann murmelt ihre Mutter: »Pfft.«

»Hast du gerade *pfft* gemacht?«, fragt Nora. Schweigen, Schneiden. Schließlich atmet Freya durch die Nase aus, halb lachend, halb schnaubend, doch bevor sie antworten kann, fällt von nebenan Licht in das Gewächshaus. Josies Hintertür öffnet sich, das Tor, das ihre Gärten miteinander verbindet, schwingt auf.

»Freya!« Josies Stimme hallt durch die Nachtluft. »Freya, wie geht's den Tomaten?«

»Gut, Jose«, sagt Freya. »Sehr gut, sie brauchten nur ein bisschen Beschnitt, genau wie ich gesagt habe.«

»Ich habe nachgelesen«, sagt Josie, die jetzt ein unscharfer Schatten hinter fleckigen Wänden ist. Das Glas ist dick mit Algen bewachsen. »Offenbar ist es das Beste, alle infizierten Pflanzen zu entfernen. *Komplett*, nicht nur die Blätter.«

»Das weiß ich, Josephine.«

»Na ja, ich habe Licht im Gewächshaus gesehen und dachte, ich komme am besten mal rüber und sage es dir. Ich hab die Website

noch auf dem Handy, wenn du willst, lese ich es dir vor. Auf Gardner's World gibt es eine ganze Seite darüber. Sie ist wirklich gut. Sehr informativ.«

Freya antwortet nicht, schneidet weiter.

»Hi, Josie«, meldet Nora sich zu Wort, woraufhin überraschtes Schweigen eintritt.

»Nora? Schätzchen!«

»Wir hatten gerade einen Gewächshaus-Moment«, sagt Freya, und es folgt ein Moment stiller Panik, ehe Josie fragt: »Warum? Was ist denn los?«

»Nichts ist los«, sagt Nora.

»Das sehe ich anders«, sagt Freya.

»Robin hat mich gefragt, ob ich ihn heiraten will«, sagt Nora nach weiterem überraschtem Schweigen, und dann gurrts Josie wie eine Turteltaube.

»Oh, *Nora!* Das ist ja wundervoll!«

»Das ist eine normale Reaktion«, sagt Nora zu Freya, während die Freundin ihrer Mutter zur Tür des Gewächshauses eilt. Nora schiebt sie auf und sieht das lächelnde Gesicht, den schlanken, in einen Schal gehüllten Körper. Regendunst hängt über ihr.

»Ich bin so glücklich«, sagt Josie und greift nach Noras Handgelenken, als meinte sie es ernst, trotz allem. Obwohl ihr Ehemann vor mehr als zehn Jahren so plötzlich gestorben ist. Obwohl ihr einziger Sohn fortgegangen ist und vermutlich niemals zurückkehren wird. Die Tabletten, die sie täglich einnehmen muss, liegen aufgereiht auf der Fensterbank, ein Medikamentencocktail, den sie bis an ihr Lebensende brauchen wird und der sie ans Haus fesselt, sie davon abhält, sich auf abnorme Dinge zu fixieren, ihr Leben klein und einsam und begrenzt macht. Und doch sprudelt sie in diesem Moment vor Freude, die nicht einmal ihre eigene ist, förmlich über. Sie strahlt Nora an, als wäre sie *ihre* Tochter, als gäl-

te die wunderbare Nachricht ihr selbst. Nora schluckt die Gefühle hinunter, die diese Reaktion in ihr auslöst, und sagt: »Ich auch, Josie. Ich auch.«

»Na ja«, sagt Freya, als sie wieder in der Küche sind. »Immerhin ein Grund, mal wieder einen riesigen Hut zu tragen.«

Josie nimmt drei Gläser aus dem Regal, und Nora legt die nun sauberen Pilze in eine Tupperdose. »Hüte stehen dir super«, sagt sie.

»Hör auf, mir Honig ums Maul zu schmieren«, sagt Freya. Als Josie sie verwirrt anschaut, erklärt Nora, dass ihr feministischer Freigeist jetzt, wo sie sich verlobt hat, vermutlich gestorben ist. Freya schnaubt, und als Josie sie weiterhin ratlos ansieht, erklärt sie. »*Heiraten*, Josephine! Das ist einfach nichts für mich.«

Nora verspürt kurz ein Brennen im Magen, weil ihre Mutter das ausgerechnet zu Josie sagt. Aber die reagiert nicht, scheint kaum Notiz von der Bemerkung zu nehmen. Nora fragt sich häufig, ob sie deshalb so gute Freundinnen geblieben sind. Freya, die ungefiltert sagen kann, was sie will, und Josie, die es selbstvergessen hinnimmt.

»Und, ist er vor dir auf die Knie gegangen?«, fragt Josie und reicht Nora ein Glas Wasser.

»Nein«, sagt Nora. »Wir waren draußen, am Fluss. In der Mittagspause.«

»Wie *reizend*. Jon hat mir auch draußen einen Antrag gemacht, habe ich das schon mal erzählt? Irgendwo auf einem Hügel.«

Erneut ist da dieses brennende Gefühl, dann ein Ziehen im Magen. Freya öffnet die Ofentür, zieht das heiße Blech hervor, und eine Dampfwolke quillt heraus und verdeckt kurz ihr Gesicht. Nora stellt das Glas ab, dreht sich um und holt Messer und Gabeln aus der Schublade. Josie spricht jetzt über Gartenvögel. Noras Neuig-

keit hat sie zur Kenntnis genommen und hinter sich gelassen wie alles in der Welt, und anstatt Enttäuschung empfindet Nora eher so etwas wie Erleichterung. Denn es ist keine große Sache, auch wenn Freya das anders sieht. Es wird ständig geheiratet; es ist unnötig, sich deswegen bei sich selbst, bei ihrer Mutter oder bei alten Freunden zu entschuldigen, die sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen hat.

»Ich habe Nigersamen ausgelegt«, sagt Josie, »und ob ihr es glaubt oder nicht, die Distelfinken sind wieder da. Alle fünf. Wusstet ihr, dass sie als Glücksbringer gelten, wenn sie zu mehreren auftauchen?«

»Ach, wirklich?«, sagt Nora, obwohl Josie ihr das bereits tausendmal erzählt hat.

»Den Dompfaff habe ich allerdings schon eine Weile nicht mehr gesehen, und ich mache mir wirklich Sorgen um ihn. Weil es schon so lange her ist.«

Nora legt dreimal Besteck auf den Tisch.

»Oh, ich bleibe nicht zum Essen, Herzchen«, sagt Josie, aber Freya – »ach komm« – besteht darauf.

»Aber ich habe um sechs schon einen Teller Suppe gegessen«, sagt Josie, als wäre damit alles geklärt.

»Nicht dein Ernst«, sagt Nora, nachdem sie einen Blick auf das Blech geworfen hat. »Ich dachte, das mit den Puten-Dinos war nur ein Scherz?«

»Warum sollte ich über eine solche Delikatesse Witze machen?«, sagt Freya und schiebt mit dem Pfannenwender einen Stegosaurus beiseite.

»Bist du nicht Veganerin?«

»Ja! Und als Teil einer abwechslungsreichen Ernährung auf der Basis von Selbstfürsorge und pflanzlichen Produkten sind und bleiben diese Dinger eine seltene Ausnahme. Außerdem ist heute

Abend Schneemond, was auch zählt. Vielleicht schnippel ich noch ein paar Pilze in den Salat.«

»Die Pilze, von denen wir vielleicht blind werden?«

»Ein bisschen beigefarbener Nervenkitzel.«

»Ich glaube«, sagt Josie und nimmt einen Schluck Wasser, »das war mein Aufbruchssignal.«

»Wie du meinst«, winkt Freya ab. Nora wartet kurz, dann folgt sie Josie wortlos durch den Flur und über die Veranda; in der Einfahrt ruft sie nach ihr.

»Nora!«, sagt Josie und dreht sich vor der eigenen Haustür um.

»Du holst dir noch den Tod!«

»Schon gut«, sagt Nora. »Ich wollte nur ...«

Der Mond hängt tief über ihnen und scheint durch die Äste der Birke auf den gemeinsamen Rasen. Josie betrachtet ihn, sein Licht spiegelt sich in ihren Augen.

»Es ist unglaublich schön, dass Robin mir einen Heiratsantrag gemacht hat«, sagt Nora. »Klar.«

»Ganz reizend«, stimmt Josie zu. Nora nickt.

»Aber bitte, erzähl Bren noch nichts davon.« *Ich will es ihm lieber selbst sagen*, spricht sie nicht aus, weil es dumm und unerklärlich ist, dass sie es ihm überhaupt sagen will. Und auch, weil es eine Lüge ist, denn sie hätte es ihm in der E-Mail mitteilen können.

Josie schaut sie noch immer an. Der Regen hat aufgehört, die Nachtluft ist frisch und kalt. Am Morgen wird der Boden mit Raureif bedeckt sein.

»Glaubst du«, fragt Nora, und ihre Hände sind kalt, ihr Herz schlägt langsam, »glaubst du, dass Freya damit klarkommt, wenn sie sich erst mal ... an den Gedanken gewöhnt hat?«

Die Tür zu Josies Haus steht halb offen, ihre Hand liegt auf dem Rahmen, unterhalb des linken Fingerknöchels glänzt der Ehering. Sie sieht Nora forschend ins Gesicht.

»Aber ja, Herzchen«, sagt Josie. »Vielleicht war sie einfach nur ein bisschen... überrascht.«

Kein Wind, kein Geräusch. Der Schatten der Schaukel, die hinter ihnen auf dem Rasen steht.

»Aber am Ende zählt doch nur, ob du glücklich bist«, sagt Josie.

Sie löst die Hand vom Türrahmen und legt sie Nora auf den Arm. Ganz leicht nur, wie eine Motte, die dort landet.

»Hast du in letzter Zeit mal von ihm gehört?«, fragt sie, und Noras Herz bleibt nicht stehen, sondern schlägt langsam, ganz langsam weiter.

»Nein«, sagt sie, dann: »Na ja, doch, aber nur per E-Mail. Und du?«

Josie seufzt im Mondlicht, leise und traurig. Schüttelt den Kopf.

»Er meldet sich bestimmt bald«, sagt Nora. »Er ist gerade in Neuseeland. Und hat dort eine Wohnung gefunden. Wahrscheinlich muss er sich erst mal einleben.«

»Dein Abendessen wird kalt, Schätzchen«, sagt Josie. »Grüß Robin von mir, ja?«

Nora nickt, wartet, bis Josie reingegangen ist und die Kälte ausgesperrt hat, dann geht sie zum Haus ihrer Mutter zurück. Es ist, als würde in ihrem Inneren etwas sinken oder, sie horcht tief in sich hinein, eher ... auftauen. Sie fragt sich, ob beides gleichzeitig möglich ist.

ZWEI

Wir sollten eine Party feiern«, sagt Robin.

»Eine Party«, wiederholt Nora, die am Herd steht und Zwiebeln anbrät. Die Fenster beschlagen. Es ist die erste Februarwoche, der Frost ist längst vorbei, und es regnet wieder mehr, eigentlich pausenlos. Der Wind hat aufgefrischt.

»Ist eine Hochzeit nicht an sich schon eine Party?«, fragt sie, fügt Öl hinzu und dreht die Flamme höher. Robin nennt sie eine Spielverderberin, sie nennt ihn vergnügungssüchtig. Sie lächeln beide.

»Eine Hochzeit ist halt teuer«, sagt Robin. »Und die Planung dauert Jahre.«

»Muss das so sein?«

»Na ja, wahrscheinlich nicht. Aber wir können uns ja schon mal warmmachen. Den Augenblick feiern. Carpe diem!«

»Du bist neuerdings so spontan«, sagt Nora, und er stimmt zu, sagt, Spontan sei sein zweiter Vorname. Das klinge auch weitaus inspirierender als Brian.

Nora lacht und gibt eine Packung Frühlingsgemüse in den Wok.

»Ich glaube, eine Party wäre super«, sagt Robin. »Wir könnten hier feiern, ganz unkompliziert.«

Er zieht sein Notizbuch aus der Gesäßtasche, ein faltbares Lederjournal, das er immer bei sich trägt. »Ver-lo-bungs-par-ty«, sagt er und zieht die Vokale lang, während er das Wort auf die Seite schreibt. »Als Erstes die Gästeliste«, sagt er.

Nora gibt Wasserkastanien in den Wok und vermischt Sojasoße mit Sesamöl, und Robin zählt die Namen ihrer Freunde auf. Ehe-

malige Kollegen. Kommilitoninnen von der Kunsthochschule. Shay, Jin, Henry, der die Bäckerei die Straße runter betreibt. »Und Familie«, sagt er. »Meine ganze und natürlich Freya und Josie.«

»Ich glaube nicht, dass sie kommen«, sagt Nora.

»Einladen sollten wir sie trotzdem«, entgegnet er.

Weitere Zeilen im Notizbuch, stumme Einwilligung in Noras Kehle. Der Wind lässt den Regen ans Fenster prasseln. Ein Teelöffel Ingwerpaste. Robin fragt: »Ach – was ist mit Bren?«

Das Öl spritzt und brennt auf Noras Haut.

»Was?«, fragt sie, als hätte sie die Frage nicht gehört.

»Möchtest du Bren einladen?«

»Mhm«, sagt Nora, während die Soße noch immer spritzt und sie die Hitze reduziert. »Ich weiß nicht mal, wo er im Augenblick ist.« Und dann fragt sie sich, warum sie das sagt, obwohl sie es doch weiß. »Oder ... ich glaube, er ist in Neuseeland. Ein ziemlich weiter Weg für Prosecco und Pizza.«

Robin, der noch immer in sein Notizbuch kritzelt, hebt den Kopf. »Pizza?«

»Ich hatte ans Alessandro's gedacht.«

»Und genau *deshalb* heirate ich dich.«

Sie lächelt. Die Herdflamme ist noch immer zu groß.

»Aber Prosecco?«, fragt Robin.

»Trinkt man das nicht auf Verlobungspartys?«

»Man trinkt, worauf man Lust hat.«

»Dann also Cocktails mit Rum«, sagt Nora. »Und Rotwein.«

»Und Oliven. Die richtig guten in der grünen Dose.«

»Kosten die nicht ein Vermögen?«

»Man verlobt sich nur einmal, Nora«, sagt er. »Höchstens zweimal.« Der Witz war vorhersehbar, aber sie lacht trotzdem. Als sie die Kühlschrankschranktür öffnet, um Sojasprossen herauszuholen, schenkt sie den Magneten, die Bren ihr im Lauf der Jahre geschickt

hat, keine Beachtung. Diese magnetischen Erinnerungen an seine Existenz sind das Einzige, worauf sie sich bei ihm verlassen kann. Dabei hatten sie sich einst eine Schlafzimmerwand und einen Schulbus geteilt und lange, faule Sommer miteinander verbracht, in denen sie die Füße im Fluss baumeln ließen. All das war zu einem gelegentlichen Paket in der Post geschrumpft und zu seltenen Videocalls, bei denen die Verbindung immer wieder abbrach. *Bist du noch da? Oh, jetzt warst du weg.* Warum bist du hier weg, wann habe ich dich verloren? Fragen, die sie sich auch fernab von jedem Bildschirm stellt. Wenn sie nach einem langen Arbeitstag aus dem Zugfenster starrt. Oder wenn Robin länger arbeitet und sie ein Bad nimmt, in die flackernde Flamme einer Duftkerze starrt und Gedanken nachhängt, die sie lieber vermeiden würde. Oder jetzt, während sie nach einer Paprikaschote greift, die röter ist als Brenns Haare, und Robin die anderen Menschen aufzählt, die in ihrem Leben noch präsent sind: Jemima, Gaya, Jack.

»Robin wünscht sich eine Verlobungsparty«, schreibt sie Shay später am Abend. Sie sitzt an ihrem Basteltisch, der mit Stoffmustern und Kalligrafiestiften übersät ist, in einer alten Shortbread-Dose liegen aufgewickelte Fäden in Schwarz, Creme und Taupe.

»Yay, es geht los!«, lautet Shays Antwort, als die drei wogenden Punkte verschwunden sind. »Mietet ihr einen Saal, trägst du eine Paillette, und denkt ihr euch einen witzigen Hashtag aus?«

Nora schickt ihr drei Mittelfinger, Shay antwortet mit einem lachenden Emoji.

»Wir feiern bei uns«, schreibt Nora. »Ich bastele gerade die Einladungen«. Sie schickt Shay ein Foto vom Tisch. »Hast du am letzten Samstag im Februar Zeit?«

»Ja, wenn ich jemanden mitbringen kann.«

»Horace passt nicht in unsere Wohnung.«

»Dann muss ich noch mal drüber nachdenken«, schreibt Shay. Noch mehr lachende Emojis. Dann: »Natürlich komme ich. Mir ist jede Ausrede recht, um Zeit mit deiner verrückten Mutter zu verbringen.«

»Hey. Sie mag es nicht, wenn man sie Mutter nennt«, schreibt Nora zurück.

Ein warmes, leichtes Gefühl breitet sich in Nora aus, gleichzeitig ist da wieder dieser feste Knoten, als würde jemand ihren Bauch auswringen.

Sie legt das Handy beiseite und zieht einen Stapel Papier zu sich heran. Nimmt einen Stift mit feiner Mine. »Ei, ei, ei«, schreibt sie in elegant geschwungener Schrift, »was seh ich da?« Unten auf dem Blatt zeichnet sie drei kleine Herzen, aber nein, das ist es nicht. Neues Blatt.

»Nora und Robin«, setzt sie an und fügt hinzu: PARTY PEOPLE.

Aber das ist es auch nicht. Es unterschlägt das, was sie sich aufgebaut haben, auf eine Art, die ihr nun falsch vorkommt. Jahrelang hatten sie behauptet, verheiratet sein, eine Hochzeit, ein Leben als Ehemann und Ehefrau interessiere sie nicht. Aber jetzt haben sie sich dafür entschieden und sollten das auch ehrlich zum Ausdruck bringen.

»Nora und Robin sind verlobt«, schreibt sie.

Genau. Das ist es.

Sie umrandet die Worte mit Tinte, wählt ihr dunkelstes Blau, die Farbe langer Nächte und tiefer Gewässer. Als sie zufrieden ist, ergänzt sie: »Es gibt Pizza«, darüber das Datum, ein Samstagabend in drei Wochen, darunter die Adresse ihrer gemeinsamen Wohnung. Dann geht sie damit den Flur entlang und zeigt die Einladung Robin. Er blickt von seiner Arbeit auf und sagt, es sehe fantastisch aus, sie sehe fantastisch aus, sie sei fantastisch. Er scannt die Einladung ein und wandelt sie in eine Datei um, und am nächsten

Tag verschickt Nora sie an all ihre Freunde, an ihre Mutter und Josie und in einem Moment wilder, heißer Hemmungslosigkeit auch an Bren. Sie ist sich ziemlich sicher, dass er die E-Mail erst Monate später lesen wird. Dann widmet sie sich wieder ihrem Alltag.

Vierzehn Tage voller Planungen und Vorbereitungen. Pizza für vierzig Personen bestellen, die Frage, ob es zu viel Knoblauchbrot ist und ob man überhaupt so etwas wie *zu viel* Knoblauchbrot haben kann. Als sie zur Arbeit geht, sieht sie Valentinstags-Herzen, Teddys und Rosen in den Schaufenstern; im Café findet ein Kerzenworkshop statt. Kaffee wird gekocht, verschüttet, aufgewischt, eine Textilausstellung mit Shay.

Sie verbringt einen weiteren Abend mit ihrer Mutter, als Robin länger arbeitet.

Zum Abendessen gibt es geschmorte Kichererbsen und die Nachricht, dass sie nicht zur Party kommen wird. »Es macht dir doch nichts aus, Liebes, oder? Nur für den Fall, dass nebenan etwas passiert, denn Josie wird nicht kommen, sie kann das Haus nicht verlassen, wie wir alle wissen. Ist auch besser so.«

Und Nora nickt mit dem Kichererbsenbrei im Mund und sagt: »Klar«, obwohl Freya jeden Tag zur Arbeit ins Hospiz fährt – wenn sie Spätschicht hat, sogar abends –, und Josie geht es gut, was bedeutet, dass Freya ihre Verlobung nicht feiern *will*. Auch das ist in Ordnung, und dennoch spürt Nora etwas Feines, Scharfes in ihrem Inneren, wie die winzigen Kieselsteinchen, die sich in ihre Handfläche gebohrt hatten, als sie in der Einfahrt einmal mit dem Fahrrad gestürzt war. Sie spürt es auch noch, als sie sich am Abend in das Bett ihrer Kindheit legt. Die Wände des Zimmers sind noch immer mit Kunstpostkarten von Mark Rothko, Frida Kahlo und Sheila Hicks tapeziert, *Colour is in my blood*.

Vor dem Fenster hängt ein Traumfänger.

Ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen ist, an die Wand zu klopfen und zu warten, ob Bren zurückklopft. Und als sie aufwacht, ist sie für einen Moment wieder sechzehn, und ihr erster Gedanke ist die Frage, ob auch er wach ist, dort auf der anderen Seite. Aber dann ist sie richtig wach und einunddreißig Jahre alt, und Robin hat ihr nachts eine Nachricht geschrieben. Er ist zu Hause. Er vermisst sie. Ob sie auf dem Heimweg Ginger Ale für die Cocktails besorgen kann?

»Klar«, schreibt sie, zieht sich für die Arbeit an und checkt im Zug ihre Mails.

Keine Antwort von Bren.

Eine Woche später. Sie trägt ein Satinkleid und eine bestickte Weste. Etwas, das sie an der Kunsthochschule als angehende Textilkünstlerin hergestellt hatte, verziert mit abstrakten Formen und großen Taschen. Sie trägt Eyeliner auf, obwohl sie sich selten schminkt, Rouge, das sie nicht nötig hat, weil ihre Wangen von Natur aus rosig sind. Bei manchen Anlässen kann man sich schon mal ein bisschen Mühe geben, und die Entscheidung, nach neun Jahren ihren Partner zu heiraten, gehört ihrer Meinung nach dazu.

Nora hat die Wohnung mit Lichterketten geschmückt. Robin hat eine Playlist zusammengestellt. Die Pizzabestellung haben sie dreimal geändert, und in einem Anfall von Panik hat sie noch mehr Chips gekauft. Sie hat eine Installation aus Polaroidfotos angefertigt, Erinnerungen mit all den Freunden, die zugesagt haben – überraschend viele –, und an einer Schnur im Wohnzimmer aufgehängt, damit die Leute sie nach der Party mit nach Hause nehmen können.

»Hochzeitskitsch«, hatte Shay gesagt, als Nora die Idee erwähnte. »Auf der Süßeskala ist das brauner Zucker. Ich sag euch Bescheid, wenn ihr bei Honig angekommen seid.«

Aber Nora machte das nichts aus. Sie hatte schon immer eine Vorliebe für Süßes.

»Das sieht toll aus«, sagt Robin jetzt, umfasst von hinten Noras Taille und stützt das Kinn auf ihre Schulter. In einer Stunde geht die Party los, und er hat sich rasiert und duftet nach Eichenmoos und Sandelholz und nach der kalten Nachtluft, weil er das Badezimmerfenster offen gelassen hat. Sie richten die Kissen, hängen weitere Lichterketten auf, müssen sich zusammenehmen, um nicht alle Oliven aufzuessen, und dann klingelt es eine Stunde zu früh an der Tür.

»Wer um alles in der Welt ...?«, fragt Nora.

»Wahrscheinlich mein Cousin Pete«, sagt Robin. »Der war in seinem ganzen Leben noch nicht auf einer Party.«

»Das ist aber traurig«, sagt Nora.

»Wenn du ihn kennenlernst, wirst du es nicht mehr traurig finden«, sagt Robin, aber als er die Tür öffnet, steht Freya davor, beladen mit Stoffbeuteln. »Ich bleibe nicht«, sagt sie. »Ich bringe euch nur ein paar Zutaten für die Bloody Marys.«

»Die Bloody Marys?«, fragt Robin und folgt ihr in die Küche, als sie an ihm vorbei den Flur entlanghuscht.

»Ohne Bloody Marys kann man keine Party feiern«, erklärt sie und packt auf der Arbeitsfläche in der Küche ihre selbstgezüchteten Tomaten aus. »Und wenn du denkst, es ist genug Tabasco, gib einfach noch ein bisschen mehr rein«, sagt sie über die Schulter, »wie ich es dir gezeigt habe. Bloß nicht knauserig sein.«

»Bleib doch hier und trink einen mit, Freya«, sagt Robin, aber sie hebt abwehrend die Hände und sagt, dass sie zurückmuss, weil sie gerade Rote-Beete-Eintopf kocht und Josie zum Tee eingeladen hat. »Sie lässt übrigens grüßen und hat mir Shortbread für euch mitgegeben.«

Ihre Mutter hat rosa Flecken auf den Wangen, als sie Robin die

Keksschachtel reicht, genau wie Nora. Dann stopft sie die leeren Tüten in die Tasche ihrer Wachsjacke, marschiert zur Haustür und sagt: »Also, schönen Abend noch«, aber bevor sie gehen kann, ruft Nora nach ihr und nimmt ihre Hand.

»Danke«, sagt sie.

»Tabasco«, sagt Freya und drückt ihre Hand. Dann ist sie weg, und Nora dreht sich zu Robin, der schulterzuckend sagt: »Sie ist wirklich unberechenbar, das muss man ihr lassen.« Er dreht die Musik lauter, während Nora in der Küche die Tomaten püriert, ein Pre-Party-Drink nur für sie beide, und nach einem großen Schluck küsst er sie, Gewürze auf den Lippen, lange, langsam, prickelnd. Es klingelt ein weiteres Mal, und dann sind da Menschen in ihrem Wohnzimmer.

»Robbbbiin!«, rufen sie, wieder und immer wieder. Seine Freunde, seine Familie. Auch gemeinsame Freunde. High fives, kurze Umarmungen, endlich macht sie einen ehrbaren Mann aus ihm, all die Dinge, die Nora hat kommen sehen, auf die sie aber nichts zu sagen weiß, und während sich die Wohnung füllt, wird ihr allmählich bewusst, dass ihre eigenen Leute fehlen. Jon: tot. Josie: ans Haus gefesselt, Freya: missbilligend. Ihre Großeltern und ihr Vater wissen nichts von ihrer Existenz, was sie zwar nicht stört, ihr aber jetzt unerwartet in den Sinn kommt. Und ihr ältester Freund, ihr *bester* Freund – auch wenn sie weiß, wie albern das klingt –, hat ihre E-Mail noch immer nicht beantwortet, trotz der Einladung. Aber dann taucht Shay mit einer Flasche Rotwein und einem leuchtend pfirsichfarbenen Blütenkranz auf. »Da!«, sagt sie und drückt ihn Nora auf den Kopf. »Ohne Ranunkeln bist du keine echte zukünftige Braut. Und bevor du etwas sagst: Das ist auf der Kitschkala ganz weit unten.«

»Heißt es eigentlich Ranunkel oder Ranunculus?«, fragt Nora

und schiebt einen Stiel aus ihrem Sichtfeld. »Ach, wen interessiert's?«, sagt Shay. »Du siehst hot aus, wie eine leicht verschrobene Feenkönigin. Wie ... na, wie heißt sie noch gleich?«

»Titania?«

»Nein, die Frau, die *Rabbit Heart* gesungen hat. »Frozen in the headlights« und so.«

»Du meinst Florence?«

»Keine Ahnung«, sagt Shay, »aber mal ehrlich, Nora, wann kommt endlich die Pizza? Ich bin am Verhungern. Übrigens werde ich Reste für Horace mitnehmen, der ist nämlich ganz verzweifelt, weil er nicht mitkommen durfte. Als ich gegangen bin, hat er sehnüchtig aus dem Fenster geschaut. Ich habe vor, mich ordentlich zu betrinken, um den Schmerz zu betäuben.«

»Nur zu«, sagt Nora und deutet auf den Getränketisch.

Mehr Leute strömen herein, fangen an, sich zu unterhalten. Sie naschen Chips und schwärmen von den Snacks, die Nora zubereitet hat. Oliven mit Sardellen und grünen Chilis, Tomaten-Zwiebel-Crostini mit schwarzem Pfeffer. Wein, vollmundig und dunkel, ein Glas, zwei, eine weitere Flasche wird geöffnet, dann noch eine, es ist erst halb sieben, und sie hat schon vier Gläser intus. Die Möbel sind beiseitegeschoben, und es wird getanzt. »Shots!«, ruft jemand, denn sie sind über dreißig und wollen ihre Jugend zurück, es ist laut und trotz der Kälte draußen warm. Nora wird ständig umarmt und auf die Wange geküsst, und sie braucht nach den vielen Drinks ein bisschen Luft, ihr Gesicht ist heiß und gerötet, ihr Herz voll, sie verspürt leichte Panik. Trinkfest war sie noch nie.

Im Badezimmer spritzt sie sich Wasser ins Gesicht, flucht, als ihr Eyeliner verschmiert. Ihr ist schwindelig, und jetzt, wo sie allein ist, bemerkt sie, wie betrunken sie ist. Der Duschkopf tropft. Das Handtuch fühlt sich rau an, Josies Handtücher sind immer so weich, sie benutzt eine Flasche Weichspüler pro Waschgang, wes-

wegen Freya immer mit ihr schimpft. »Denk an die *Umwelt*, Jose, all die Chemikalien im Meer.«

»Aber meine Handtücher landen doch nicht im Meer«, sagt Josie dann und nimmt Freyas Gesicht in beide Hände. Nora betrachtet sich im Spiegel. Heute Abend spielen die Gefühle verrückt, sie ist glücklich, ja, aber auch ein bisschen melancholisch wegen dem, was war. Ein neues Kapitel bedeutet, dass das aktuelle endet, und irgendwie will sie das nicht, aber wahrscheinlich ist sie einfach nur müde. Und hungrig.

Sie schaut auf die Uhr, die Pizza müsste jeden Moment geliefert werden. Pünktlich auf die Minute klingelt es an der Tür. Leise sagt sie: »Yes!«, und muss lachen, weil sie einunddreißig ist und sich so sehr auf das Abendessen freut. Im Wohnzimmer singen ein paar Leute. Jemand verschüttet einen Drink, der dunkle, nasse Flecken auf dem Teppich hinterlässt. Nora entriegelt die Haustür, lässt sie aufschwingen, und vor ihrer Tür steht jemand, der kein Pizzalieferant ist.

Sie starrt ihn an. Flammend rotes Haar.

Blaue Haut, die grünen Augen.

Und er lächelt, ein bisschen jedenfalls. So wie immer, beinahe schüchtern, als wollte er seine Zähne nicht zeigen, als wollte er erst mal die Lage sondieren und abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.

»Bren«, sagt Nora. Starrt ihn weiter an.

»Hey, Nora«, sagt er, und für einen langen, reglosen Moment kommt die Zeit zum Stillstand, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.